12.

Rechtsgeschichte.

Berichterstatte: Reichsarchivassessor Dr. H. Knapp in München.

I. Vergleichende Rechtswissenschaft.

1. Kohler, Joh., *Alttyrisches und armenisches Recht* (Ztschr. f. vergl. RechtsW. Bd. 19 H. 1, 103 ff.).

Unter Verwertung der in Hinsicht auf das syrisch-römische Rechtsbuch gefundenen neuen Thesen verbreitet sich der unermüdlige Gelehrte eingehend über die wichtigsten Satzungen des Familien- und Erbrechts, das, dem Parentelsystem huldigend, als alttyrisches Recht ohne jegliche Anlehnung an griechische Bestimmungen zu betrachten sei.

Auch das Strafrecht kommt aber, wie bei fast allen derartigen Abhandlungen Kohlers, nicht zu kurz. Das ehemals unerbittlich waltende Recht der Blutrache scheint noch nicht überwunden, wie der an die Sippe zu entrichtende Blutpreis und die Beanspruchung eines Friedensgeldes durch den Staat erweist. Doch trifft den Ungläubigen im Fall eines Tötungsverbrechens die Todesstrafe, bei unfreiwilliger Tat der Verlust der Hand; der Gläubige riskiert letzteren nur bei vorliegender Tötungsabsicht. Tötet er einen Ungläubigen, so löst er sich eventuell durch ein Sechstel des üblichen Wergelds. Streng wird der nicht reumütige Täter behandelt, Tod steht auf Kindstötung, qualvolle Rachtung gewärtigt die Mörderin ihres Gatten, bei Abtreibung wird Blutgeld gefordert. Den Verführer seiner Frau darf der Ehemann töten, aber nur, wenn er jene gleichzeitig opfert; der bei der Tat erappte Dieb wird sofort gehängt. Das Strafsystem ist sehr grausam, so finden wir Augenausstechen, Abhauen der Hand, Nase und des Zeugungsorgans, die beiden letzteren bei Ehebruch. Was endlich das Verfahren anbetrifft, so ist dies durch den Islam in hohem Grade beeinflusst. Man kennt noch den alten Verfluchungsseid; zum Beweis bedarf es stets mehrerer Zeugen, die Aussage der Frau entbehrt des vollen Werts, die Ungläubiger ist völlig wertlos.

2. Müller, D. H., *Das Syrisch-Römische Rechtsbuch und Hammurabi*. 59 S. Wien, Hölder, 1905.

Der Verf. verteidigt sich hier gegen die Kritik seiner früheren Aufstellungen durch L. Mitteis im XXV. Bande der Zeitschr. der Savignystiftung, Rom.-Abt. Er sucht auf Grund neuer Prüfung festzustellen, daß Mitteis Behauptung, daß das syrische Intestaterbrecht auf das attische Recht zurückgeht, völlig unhaltbar sei, vielmehr letzteres durch das semitische beeinflusst worden sein muß; es wäre sonst vor allem die auffallende Übereinstimmung des biblisch-talmudischen und

des griechischen Erbsystems nicht zu erklären. Der Ausspruch Mitteis, daß jene Reste griechischen Rechts als ein spätes Zeugnis für die ungebrochene Kraft der führenden Nation zu betrachten, bedürfe daher entsprechender Abänderung.

3. Kohler, Joh., Über die Australstämme und zum Recht der Papuas (Zschr. f. vergl. RechtsW. Bd. 19, S. 1, 131 ff.).

Dieser Aufsatz, welcher sich vornehmlich mit der Feststellung der Organisation der Australstämme befaßt, bringt Neues über die bei diesen allgemein übliche Wahrprobe. Eine besonders originelle Form derselben ist die sog. Helllicht des Sterbenden, indem man diesem in den letzten Augenblicken eine hervorragende Sehergabe zumißt und für befähigt glaubt, die Person seines Mörders unzweifelhaft festzustellen. Bei den Papuas hingegen faßt man den Toten an der Leiche und gibt verschiedene Ortschaften an, an denen sich der Täter aufhalten könnte; löst sich ein Haar, so forscht man in der bezeichneten Richtung. Ein anderes Ordal greift bei Ehebruch platz; man erfaßt ein geweihtes Holz und erklärt für den Fall der Schuld sofort des Todes sein zu wollen.

4. Dannert, Eduard, Zum Rechte der Herero, insbes. über ihr Familien- und Erbrecht. Leipz. Diss. 66 S. Gießen, Münchow.

Der aus Deutsch-Südwestafrika stammende Verf. verwertet in dieser instruktiven Schrift vornehmlich die Erfahrungen seines Vaters, wie er nicht minder aus eigener Anschauung manch nennenswerten Zug beizufügen vermag. Allerdings schöpft er auch viel aus Kohler, François, Büttner u. a. Strafrecht und Verfahren sind nur kurz gewürdigt. Als Quelle des Rechtes gilt der Häuptling, welcher Priester und oberster Richter ist; selbständig urteilt er jedoch nur bei geringeren Vergehen, in schwereren Fällen zieht er ältere Leute der Werft bei. Der Häuptling beruft in der Regel sechs aus ihnen zu Richtern, wie wohl auch drei genügen.

Anlangend das Verfahren, so erhebt der Geschädigte Klage beim Werftoberhaupt, der die Sache, wenn ihm selbst die Entscheidung zu schwierig scheint, an das Richterkollegium der Häuptlinge verweist. Hat sich der Kläger mit diesem durch Vorführung eines Schlachttiers, das während der Tagung verzehrt wird, angefreundet, so hat er seinen Anspruch klar darzulegen, worauf die Richter nach Gegenüberstellung der feindlichen Parteien, sofern eine Versöhnung nicht möglich, das Urteil fällen. Erringt dies nicht des Häuptlings Zustimmung, so kann er es umstoßen und ein neues finden. Als Strafen kennt man Schläge, Bande, Verbannung, Vermögensstrafen, Veraubung und Tod. Ordale kennen die Herero nicht, wohl aber feierliche Beteuerungen (bei des Vaters Tränen, bei der Mutter Haube usw.). Bei Feststellung des Schuldigen bedient man sich nicht selten der Zauberer. Summarisch verfährt man gegen bösen Zauber, der verurteilte Dämon wird ohne weiteres durch Gift getötet. Blutrache darf nur von den nächsten Verwandten geübt werden, möglich ist ihre Ablösung durch Wergeld.

Ist der Richter hiermit nicht zufrieden, so kann er selbst Blutrache üben, bezw. die Werts des Mörders berauben. Meist werden übrigens Mord und Totschlag von vornherein zum Gegenstand der gerichtlichen Verhandlung gemacht.

5. Hellwig, Alb. Kesselfang und Heißeisenordal in Altjapan (Zschr. f. vergl. RechtsW. Bd. 19, H. 1, 169 ff.).

Es soll hier unter Bezugnahme auf zwei japanische Sagen nachgewiesen werden, daß jene beiden Ordale auch in Japan heimisch waren, jedoch, wie aus den Beispielen hervorgeht, nur noch als Notbehelf und anscheinend allein bei Hochverrat. Sie trugen hierbei zweiseitigen Charakter, indem sich beide Parteien nacheinander der Probe unterwerfen mußten; in den fraglichen Fällen ging der Beschuldigte als Sieger hervor.

6. Engert, Theod., Ehe- und Familienrecht der Hebräer (Studien zur alttestamentl. Einl. u. Gesch. III.) 108 S. München, Lentner, 1905.

Verfasser bringt unter Würdigung der früher gewonnenen reichen Forschungsergebnisse manche neue Schlussfolgerung; seine Darstellung erfreut sich der Klarheit und Kürze. Nachdem er entschieden für die Grundform des Matriarchats eingetreten, prüft er die vaterrechtlichen Familienarten der Hebräer, nämlich der Raubehe, Kaufehe und Polygamie und leitet dann zur Eheschließung und Ehelösung über. Von strafrechtlichem Standpunkt interessiert uns vornehmlich die letztere. Da die Frau, völlig der Willkür des Mannes unterworfen, nur als Ware in Betracht kam, so ermangelte sie jeglichen Rechts, sich von jenem zu trennen. Er verfügte hierin unbeschränkt, wenn auch bei unberechtigter Verstoßung Ersatz an die Sippe zu zahlen war; ebenso bei Verführung einer unverlobten Jungfrau. An der geschiedenen Frau blieb stets ein Makel haften. Bezichtigte sie hierbei der Gatte des Ehebruchs, so wurde die Schuldige vor der Türe des Vaterhauses, das sie entehrt, gesteinigt; bei ungerechter Verdächtigung verlor der Mann das Scheidungsrecht und hatte nach körperlicher Züchtigung 100 Sefel an ihre Eltern zu erlegen. Freilich half sich der Mann dadurch, daß er neben der Gehaftten ein neues Weib ehelichte, auf einfachste Weise.

Das Todesurteil verhängt er über sie selbst, während er überhaupt Herr über Leben und Tod seines Weibes ist und auch willkürliches Züchtigungsrecht besitzt, sie entläßt, falls er Widerliches an ihr findet und sie bei wirtschaftlicher Not veräußert. Im Gegensatz zu ihr, die sich selbst bei geringfügigem Verdacht der Untreue dem Eifersuchtsordal (Eiseropter) unterwerfen muß, darf er mit der Gattin des Nächsten Ehebruch und Verkehr mit unvermählten Weibern treiben. Ebenso braucht er Gelübde, welche sie Schwur gemacht, nicht zu respektieren. Da sie des Erbrechts entbehrt, so ist sie nach des Gatten Tod auf der Kinder Gnade angewiesen; kehrt sie in das Vaterhaus zurück, so kann sie der Vater zu einer neuen Ehe zwingen.

Die nämliche Herrschaftsgewalt übt der Patriarch über Kinder und sonstige Hausgenossen; gottgefällig ist es, ein Kind dem Opfertod zu weihen. Der Sklave ist völlig rechtlos, ja er wird mitten unter den Tieren als Inventarstück aufgeführt; die Sklavin wird jedoch frei, sofern ihr der Herr Nahrung, Kleidung und das Recht der Beschläfung versagt.

Später wird das Scheidungsrecht beschränkt, man verlangt bei Klage gegen die Frau den Nachweis durch sichere Bürgen, die Strafbefugnisse über Kinder und Gefinde sind gemindert.

Bei qualifiziertem Treubruch findet sich zweimal Feuertod, der Ehebrecher verfällt der Rache des Gatten, vermag sich aber eventuell durch Buße zu ledigen. Wird er mit der Versführten gesteinigt, so bezeugen die Tatzeugen oder Ankläger unter Handauslegung die Schuld der Ertappten und werfen den ersten Stein auf sie. Auf Treubruch und Vergewaltigung einer Verlobten steht ebenfalls Todesstrafe, sie wird letzterenfalls mitgesteinigt, wenn es auf freiem Felde geschehen und sie nicht um Hilfe rief. Bei Notzucht erlegt der Täter den Mörder (50 Sekel Buße), muß die Entehrte freien und darf sich nie von ihr scheiden lassen. Mißbraucht der Vater die Tochter, so wird er verbannt, sie jedoch geht straffrei aus.

Schließlich ist noch der Versöhnungsgebrauch beim Tod gedacht; fürchtbar war die Strafe der Begräbnisverweigerung, in der Sitte, den Gefallenen in Rüstung zu beerdigen, sieht E. ein Gebot der Blutrache.

7. Mommert, Carl Dr., *Der Ritualmord bei den Talmud-Juden*. 127 S. Leipzig, Haberland, 1905.

Die Schrift sucht an der Hand zahlreicher Stellen und Beispiele den Nachweis zu erbringen, daß der Christenmord nach dem Talmud ein für den Juden verdienstliches Werk sei und der Ritualmord sich als Geheimlehre mündlich von dem Vater auf den Sohn vererbe. Die Tatsache desselben wie des rituellen Blutgenusses lasse sich nach den von den Juden selbst darüber gemachten Enthüllungen und vielen glaubhaft erwiesenen Bluttaten nicht in Abrede stellen. Weitere seine Überzeugung stützende Ergebnisse wolle er in einer in der Folge zu veröfentlichenden Broschüre über „die Zeugnisse frommer Juden und Christen gegen die Blutbeschuldigung der Juden“ enthüllen.

Von Interesse ist die am Schlusse beigelegte Übersicht über die Literatur zur Judenfrage. Die stattliche Zahl von nahezu 300 Schriften bezeugt, in welcher hervorragender Weise diese Legende die Geister und zwar vornehmlich deutscher Autoren in Erregung gesetzt und zu den verschiedenartigsten Urteilen geführt hat.

II. Deutsches Recht.

A. Quellenpublikationen und auf Rechtsquellen bezügliche Schriften.

8. Thudichum, Friedr., *Die Stadtrechte von Tübingen, 1388 und 1493, mit einem Anhang: Die Rechtsprache als Hilfe zur*
18*

Ausmittlung der alten Grenzen d. d. Stämme u. Die ehemaligen d. Reichsarchive. (Tübinger Studien I, 1). 79 S. Tüb., Laupp, 1906.

Der Beginn der „Tübinger Studien“, welche, nicht nur der schwäbischen, sondern auch der deutschen Rechtsgeschichte geweiht, infolge einer hochherzigen Stiftung in ihrem weiteren Erscheinen gesichert sind, ist sehr vielverheißend, denn eine mustergiltige Herausgabe der Tübinger Stadtrechte ist gewiß zu begrüßen, umso mehr, als sie sehr zweckdienliche Erläuterungen aus Thudichums bewährter Feder im Gefolge mit sich führt. Während sich die ältere Aufzeichnung von 1388 inhaltlich noch wenig von einem gewöhnlichen Weistum unterscheidet, haben wir in der von 1493 eine vollständige Stadtgerichtsordnung vor uns, äußerst sorgfältig ausgebaut und dabei noch manchen deutschrechtlichen Zug aufweisend. Am interessantesten scheinen uns die bereits von Senckenberg mitgeteilten L. Rechtsgewohnheiten.

Das Verlangen, daß L. Bürger vor dem Stadtgericht belangt werden müssen, entspricht dem Rechtsgebräuchen der meisten anderen Städte; daß aber fremde Richter und Totschläger in L. sozusagen eine Freistadt genießen und vor Verfolgung gefeit sind, ist immerhin seltsam. Andere Orte suchen im Gegenteil Richter und sonstiges bedenkliches Geleitz, um eben ihre Bürgerschaft von solch zweifelhaften Gästen reinzuhalten, tunlichst von sich zu weisen. Eine merkwürdige Rechtserscheinung endlich bildet die Freiheit des Freiadlers, auf dem der Kläger ohne Zuziehung von Gerichtsbeamten seinen Gegner überfiebern und töten kann. Das Verfahren an sich zeigt wenig Besonderheit, indem das einfache Überfiebern zu jener Zeit in mehreren fränkischen, schwäbischen und bayrischen Orten der Brauch ist und zwar nicht als Leumundsverfahren, wie Th. unter Anführung des Nürnberger Privilegs von 1320 vermutet. Freilich wurde dem Überfiebern, wenn es sich vor den Schranken des Stadtgerichts abspielen würde, der Charakter der Willkürlichkeit möglichst benommen; unrichtig ist es aber, hier von einem „Töten ohne Beweisführung“ zu sprechen.

Sehr wertvoll sind sodann die Beilagen sprachlicher Natur, so über Scheffe, Zent, Graf, Vogt, Hunno usw. Der fromme Wunsch endlich, die so sehr zerstreuten Bestände des ehemaligen Mainzer Reichsarchivs zu retten und einheitlicher Verwaltung zu unterstellen, wird, so sehr gerechtfertigt er auch ist, nicht so leicht zu verwirklichen sein, wie es auch fraglich, ob gerade das Germanische Museum hierzu als berufen anzusehen ist.

9. Nabolz, Hans, Die Züricher Stadtbücher des 14. u. 15. Jh. III. Band. 339 S. Leipzig, Hirzel, 1906.

Eine äußerst vornehme Publication, würdig seiner beiden Vorgänger, bringt auch dieser Band eine Fülle von rechts- und kulturhistorisch wertvollen Ratseinträgen, deren Studien durch den sehr sorgfältigen kritischen Apparat wie das dreifache Register in hohem Grade erleichtert und genießbar gemacht ist. Die Herausgabe war bereits durch Dr. Zeller-Werdmüller vorbereitet, erfuhr jedoch durch das plötzliche Ableben des verdienten Forschers und genauesten

Kenner's Züricher Geschichte eine bedeutende Verzögerung; der bereitwillig in die Lücke getretene bewährte Vorstand des Staatsarchivs hat hierauf die ihm übertragene Mission in mustergültigster Weise erfüllt. Der Band umschließt das Ratsbuch der Zweihundert v. 1428—1549 und das des kleinen Rats v. 1429—1525, sein Inhalt ist namentlich in Rücksicht auf das Gebiet der Verwaltungs- und Zunftgeschichte der Stadt von großem Interesse.

10. Schmidt, J. B. R., Der Hegenhammer von J. Sprenger u. H. Institoria, ins Deutsche übertragen und eingeleitet. 3 Teile (216, 273, 247 S.). Berlin, Barsdorf, 1906.

Ein verdienstvolles Werk, dem wir es danken, jene literarische Spottgeburt, die ehemals und zumal in unserer Heimat soviel Unheil angerichtet, in unser gutes Deutsch übertragen zu sehen. Und man darf froh sein, daß dies nicht vor Zeit des Hegenwahns geschah, denn sonst wäre dessen epidemisches Wirken noch viel fürchterlicher geworden.

Schmidt zeichnet sich nun von anderen Beurteilern des Hammers insofern vorteilhaft aus, daß er einem sehr milden Standpunkt huldigt. Man habe, sagt er, über jene Verfasser zu hart und vor allen Dingen zu einseitig geurteilt. Der Malleus zeige sich aber nur als Schlußstein eines Baues, an dem viele Jahrhunderte gearbeitet haben, er zieht lediglich die letzten Konsequenzen aus den letzten Prämissen und diese Tatsache gibt die einzig richtige und zwanglose Erklärung der Existenz des Buches, wie die allein zulässige Entschuldigung. Die Gelehrten und Prediger haben alles angewendet, den Teufel dem Volke verständlich und vertraut zu machen, sodaß endlich der Hegen glaube zum Dogma ward, an dessen Wahrheit zu zweifeln ein böses Ding war. Hansen erwähnt in seinen Quellen und Untersuchungen bis 1528 47 päpstliche Erlasse und 46 Nummern aus der sonstigen Literatur des Hegenwahns. Bemerkenswert ist übrigens, daß die Verfasser des Hammers selbst zu ihrer Zeit keineswegs ungeteilte Anerkennung und Unterwerfung erzwangen; so fiel z. B. das i. J. 1487 von der Kölner Universität gefällte Gutachten so wenig ermutigend aus, daß man dem Buch bei seinem Erscheinen ein gefälschtes anderes vorzuheften beschloß, und auch Innozenz VIII. Bulle wahrte Institoria nicht vor kläglichem Fiasko.

Immerhin war der Hammer, der auch noch durch K. Maximilian autorisiert ward, so recht geeignet, die berüchtigte Bulle Summis desiderantes, die als Ausgangspunkt schändlicher Maferei gegen Ketzer und Hegen zu betrachten, vollzugskräftig zu machen. Institoria, Sprenger und Joh. Gremper galten bisher als die Fabrikanten jenes Machwerks, es scheint aber, als ob es im großen Ganzen nur aus Institoria Feder stammt. Er aber war als Veruntreuer von Ablassgeldern und Urkundenfälscher gewiß nicht befugt, sich zum Richter über Hegen aufzuwerfen. Vielleicht hat er deshalb Sprenger die Vorrede übertragen, die noch dazu den Anschein gibt, als sei der Hammer lediglich durch die damalige Volksüberzeugung diktiert. Mag man aber dieser Tatsache einigermaßen beipflichten und darin eine äußerst dürf-

tige Entschuldigung finden, so ist und bleibt der Hammer doch nichts anderes, als, wie Hansen treffend sagt, ein unglaubliches Monstrum voll geistiger Sumpflust, bei dem sich Brutalität, Stumpfsinn, Dummheit, Zynismus und nichtswürdiger Gang zur Menschenquälerei die Hände reichen.

Und nun sei das Buch jedem ernstlichen Kulturhistoriker empfohlen, umso mehr, da sich die sehr sorgfältige Übertragung eines äußerst genießbaren Deutsch erfreut!

11. Kantorowicz, Herm. N. (Berl. Abh. d. kriminal. Sem. 4, 1) 72 S. Berlin, Guttentag, 1904.

Infolge eines Versehens verspätet, sei einer verdienstvollen Schrift gedacht, welche bei ihrem Erscheinen mit Recht nicht geringe Beachtung hervorgerufen hat. Es ist der überzeugungsfreudige Versuch, eine Ehrenrettung des i. J. 1543 publizierten Kommentars und zugleich ersten Übersetzung der Carolina, wie des Verfassers derselben, — des ebenso vielseitigen, als gelehrten Justinus Gobler (1503—1567) zu erzielen. Der Kommentar hatte das Mißgeschick, in die Hände des berühmten und wegen seiner Vorliebe, sich mit fremden Federn zu schmücken, nicht minder berühmten Jod. Damhouders zu geraten und in wenig selbstloser Weise ausgebeutet zu werden.

Das Plagiat gelang so trefflich, daß der Kommentar völlig in den Schatten gerückt wurde, ihn schon die nächsten Nachfolger Damhouders gar nicht mehr kannten, auch Remus nicht, der 1592 eine zweite erfolgreiche Übersetzung unternahm, ebensowenig Goldast, Freher, Camerarius, wie Carpzovs *practica rerum criminalium*. Erst Krefz und Koch entriß ihn der Vergessenheit, aber nur, um ihn, wie später auch Walch, Wächter, Abegg, als schlecht und wertlos hinzustellen.

Der Verf. unternimmt es nun mit großem Geschick, die verschiedenen gegen Gobler geschleuderten Vorwürfe zu entkräften, und gelangt so zu dem Resultate, daß der Kommentar sowohl den germanischen Rechtsquellen lange Zeit einen hervorragenden Platz in der einseitig italifizierenden Strafrechtswissenschaft gesichert, wertvolle Fingerzeige für die historische Erkenntnis der Carolina erteilt hat und auch in juristischer Hinsicht seinen nächsten Nachfolgern weit überlegen war. K. hält daher eine Neuherausgabe des Werkes als äußerst begrüßenswert.

Den Schluß der Abhandlung bildet ein Exkurs über die Prinzeps der Carolina auf Grund einiger an dem vom Verf. benutzten Goblerexemplar gemachten Wahrnehmungen.

B. Sonstige Abhandlungen.

12. Schulze, Alfr., Gerüste und Marktkauf in Beziehung zur Fahrnisverfolgung (Festgabe für Fel. Dahn zum 50 jährigen Doktorjubiläum. S. 1—63).

Diese das schon des öftern behandelte Thema von neuem prüfende Abhandlung tritt namentlich der Anschauung Wellspachers

(Publizitätsgedanke und Fahrnißklage) entgegen, daß die durch den redlichen Erwerb widerlegbare Diebstahlspräsumtion als die zur praesumptio juris abgeschwächte, deutschrechtliche, zivilistische Wirkung einer Publizität des vitium furti aufzufassen sei. Sie ist vielmehr lediglich die äußerste, durch das Vorbild der deutschen Anfangsklage veranlaßte, auf dem Boden des römischen Rechts noch zulässige Ausdehnung der *condictio furtiva* und *actio spoli*. Irrig sei die Annahme, daß die deutschrechtliche Entwicklung auf einen redlichen Eigentumserwerb Dritter an gestohlenen Sachen als Endziel hinweise. Es ist vielmehr einerseits die energische zivilrechtliche Reaktion gegen Entwertung zugunsten des Entwerteten darin zu erblicken, andererseits geht sie mit Recht von der Voraussetzung aus, daß der Dritte eher bei seinem Gewähren Ersatz findet, als der Entwerte beim Missetäter.

13. Naendrup, Hubert, Dogmengeschichte der Arten mittelalterlicher Ehrenminderungen (Festgabe für Fel. Dahn zum 50 jähr. Doktorjubiläum I, 221—382), Breslau, Marcus, 1905.

Eine äußerst gründliche Untersuchung, welche leider noch nicht abgeschlossen vor uns liegt. Es ist von hohem Interesse, welche verschiedenwertige Beurteilung die Rechtsausdrücke: „echtlos, rechtlos, ehrlos, unecht, bescholten“ seitens der Wissenschaft im Verlauf der Zeit erfahren haben, was nicht zu verwundern, da ja hierin die Volksanschauung auch manchem Wechsel unterworfen war. Was zuerst die Literatur vor Eichhorn anlangt, so ist vor allem Huth bemerkenswert; er unterscheidet noch gar nicht zwischen Ehrlosigkeit, Rechtlosigkeit und Unehtheit, er kennt vielmehr nur einen einheitlichen Begriff der Ehrherabsetzung, der lediglich eine Abstufung nach Graden aufweist. Heineccius huldigt dem nämlichen Prinzip (ehrlose itemque recht- vel echtlose Leute) nur stellt er jenen die Friedlosigkeit als andersartig gegenüber. Auch Danz und Günderröde rütteln an jener Einheitlichkeit, bis endlich Eichhorn (2. Abschn.: d. Lit. bis Phillips) neue Bahnen einschlägt, indem er die Ehrlosigkeit nur durch Verbrechen entstehen läßt, während die Gründe der Rechtlosigkeit uneheliche Geburt, verächtliche Lebensart und die Folge von Reichsacht und Kirchenbann bilden. Marejoll schließt sich E. an, auch der üble Leumund gilt ihm als bloße Ehrenkränkung.

Mittermaier kennt eine Rechtlosigkeit wegen Anrüchigkeit, sowie eine strenge als Folge von Verbrechen. Ehrlosigkeit nennt er einerseits den Zustand, wodurch jemand (z. B. bei Vertragsbruch) seine Standesrechte verlor, andererseits ist sie durch Verbrechen, welche sich durch Treulosigkeit auszeichnen, hervorgerufen. Weiske nennt diejenigen echtlos, welche sich Jahr und Tag in Reichsacht befanden; im übrigen tritt er Eichhorn bei. Albrecht sieht in der Treulosigkeit die Hauptursache der Ehrlosigkeit. Auch Phillips (3. Lit. bis Budde) scheidet Eht- oder Friedlosigkeit von Recht- und Ehrlosigkeit.

Die neuere Ansicht Mittermaiers kommt der Theorie Eichhorns äußerst nahe, worauf Maurenbrecher diejenige E. s. und Phillips verschmilzt: Rechtlosigkeit bedeutet den Verlust mehrerer

Freienrechte (Gerichtsfähigkeit), Ehrlosigkeit den der Standesherr, Friedlosigkeit den aller Rechte. Böpfl zeichnet sich in Hinsicht auf den Verschiedenartigkeitsgedanken durch große Halt- und Ratlosigkeit aus.

Sehr ausführlich hat sodann Budde (4. Abschn.) diese Frage gewürdigt. Nur einige Thesen seiner Monographie seien hier berührt: Die Echlosigkeit höchsten Grades führt den Verlust der gesamten Rechtsfähigkeit herbei, sie mildere nur die Unfähigkeit zur Ehe und zur Erzeugung ebenbürtiger Kinder. Die Rechtlosigkeit entbehrt aller Standesrechte. Die Ehrlosigkeit ist ihm keine Standeserniedrigung, er geht hier vielmehr vom modernen Ehrenbegriff aus; jene ist also bedingt durch eine einheitliche Tat, welche in den Augen der Mitmenschen herabsetzt, und dem bösen Leumund durchaus gleichzustellen. Raendrup geht mit Budde scharf ins Gericht. Habe er auch eine Fülle von Stoff für die Lösung des Problems gesammelt und eine Reihe dankenswerter Anregungen gegeben, so sei es doch, da seine Irrlehre auch heute noch zahlreiche Anhänger besitzt, dringend geboten, sein Lehrgebäude endlich kritisch Stein für Stein abzutragen. Dem Fortgang der interessanten Forschung Raendrups darf mit Spannung entgegengesehen werden.

14. Hoede, Karl, Die sächsischen Rolande. Beiträge aus Jerbster Quellen. 105 S. Jerbst, Luppe, 1906.

Eine neue Rolandmonographie, welche insofern verdienstvoll ist, als sie verschiedene frühere Ergebnisse bestätigt und zur Vervollständigung unserer Anschauungen über den Charakter dieses Reden manche neue Züge beibringt. Auch H. hält an der Theorie fest, daß wir die Rolandsbilder lediglich als Gerichtswahrzeichen zu betrachten haben und zwar als Malzeichen der echten Dingstatt. Sie finden sich allein im ober- und niedersächsischen Kreis wie in den deutschen Ostseeanfiedelungen vor. Als Urheber der Rolande gilt Karl der Große; ihrer Gestaltung nach ähneln sie den Siegelbildern der Fehmgrafen. Auch die Attribute derselben (Hund, Engel, Eulenspiegel, Kranz) sind als Gerichtswahrzeichen anzusehen. Auch dann, als sie ihrer ursprünglichen Bedeutung mehr und mehr entkleidet waren, schätzte man sie noch als Sinnbilder städtischer Freiheit.

Entweder wurden die Rolande nahe dem Rathause oder an der Dingstatt selbst errichtet, wie nicht minder auch die Dorfrolande nur als Malzeichen beurteilt werden können. Daneben treten sonstige gerichtliche Geräte, Zeichen, Inschriften und Sprüche für die Richtigkeit jener Vermutung ein. So z. B. die am oder bei dem Roland angebrachten Halseisen, daß der Platz vor ihm für den Vollzug der Leibesstrafen oder als „Leideplatz“ erkoren wurde, wie der Schildspruch (besser stede) zu Bremen und die Reime (ich stehe hier auf des Richters Plan) zu Nordhausen. Endlich hielt man vor der Säule nicht nur Gericht, sondern man fällt dort auch Todesurteile. Die Feststellungen Hoedes dienen demgemäß als gewichtige Nachweise für die Richtigkeit der zuletzt von Rietschel so trefflich verfochtenen Theorie.

15. Groß, G., Das spätmittelalterliche Niedergericht auf dem platten Lande am Mittelrhein (Bierkes Untersuchungen S. 84) 98 S. Breslau, Marcus, 1906.

Diese sehr instructive Abhandlung bildet einen Teil einer größeren Forschung, welche sich mit der Lage des Bauernstandes im späteren Mittelalter überhaupt befaßt. Vor Prüfung der Besonderheiten des mittelhheinischen Hochgerichts glaubt Verf., in dem er als Grundlage die Weistümer oder Öffnungen dieser Landschaft wählt, die Niedergerichtsverhältnisse ihrer Bedeutung und Kompetenz nach klarlegen zu müssen. Wir ersehen hieraus, daß diese Gerichte, auch Zondereien oder Vogteien genannt, mitunter nur einige, ja eventuell eine Ortschaft in sich schlossen.

Ihre Entstehung ist schwer nachweisbar; vielfach tauchten, als die alten niederen Land- und Hundertschaftsgerichte zu Hochgerichten erhoben wurden, neue NG. auf, doch ist dies keineswegs allgemein erfolgt. Nicht selten gingen sie nämlich aus Exemtionen oder der Zersplitterung von niederen Landgerichten hervor. Von den Hochgerichten unterscheiden sie sich vornehmlich dadurch, daß jenen die schweren Verbrechen (Hals und Bauch) vorbehalten wurden und ein weit größerer Herrschaftsbereich zukam. Was ferner die Beziehungen des NG. zur Grundherrschaft anbelangt, so ist diese eben in der Regel als Inhaberin der ersteren zu betrachten; so auch, wenn mehrere Grundherren in einem Dorfe sitzen. Hier und da übt einer derselben Zwing und Bann über die gesamte Markung, sein Gericht ist dann das eigentliche NG., zu dem 7—14 Schöffen gehören, während die Hinterlassen den Umstand bilden. Konkurrierend hiermit wirkt die Niedervogtei, welche häufig die Gerichtsgewalt selbst an sich reißt.

Das NG. charakterisiert sich als ungebotenes, echtes Ding (meist dreimal im Jahre), woran sich 14 Tage später ein Nachgebing schließt. Der Niederrichter (Dingvogt) hat nicht selten einen Untervogt zum Vertreter, sie wie die aus der Gerichtsgemeinde entnommenen Schöffen beziehen bestimmte Einkünfte. Das NG. urteilt vornehmlich über Klagen um Schuld, Erbe und Eigen, wie alle rügbaren Dinge, Brüche oder Frevel. Daneben tritt es als Weisding auf, in welchem die Gemeindebeamten gewählt, die Dorf D. verlesen, neues Recht erfragt und Rügen wie Beschwerden angebracht werden. Das Weisding wird vom Dingvogt des NG. oder der Herrschaft selbst gehegt.

Verf. glaubt, ohne sich vorläufig mit der Frage nach der sozialen Lage der Bauern im späteren Mittelalter befassen zu wollen, voraussagen zu können, daß seine weiteren Untersuchungen die bisherigen Lehren hierüber nicht allein modifizieren, sondern völlig zum Umsturz bringen werden.

16. Günther, L., Das Rotwelsch des deutschen Gauners. 101 S. Leipzig, Grunow, 1905.

Es gibt wohl wenige Kriminalisten, welche zugleich so ausgeprägtes sprachliches Talent verraten, als wie L. Günther. Bezeugt dies bereits seine nach dieser Richtung hin unternommene kritische Be-

leuchtung der deutschen Rechtsaltertümer, so noch mehr sein Rotwelsch, ein Buch, das schon angesichts des kerndeutschen, urwüchsigsten Humors, der die gelehrte Ausführung in so anregender Weise belebt und würzt, jedem, wozu Faches er auch sei, einige genutzreiche Stunden bereitet.

Eine nicht geringe Anzahl Forscher haben bisher ihre Feder an diesem Thema erprobt; leider aber vermeinten sie nicht selten damit genug getan zu haben, wenn allein das, was von dem reichen Wortschatz der Gaunersprache noch dem modernen Gebrauch entspricht, ohne Rücksicht auf die Herkunft und den inneren Zusammenhang der einzelnen Sprachgebilde systemlos aneinander gereiht ist. Ebenso sind gerade die unserem Vaterlande heimischen Laute noch zu wenig gewürdigt; denn seit der Einleitung zu Potts Werk über die Zigeuner (1844), auf der *Mé Lallemand* fußt, ist in dieser Hinsicht so gut wie gar nichts veröffentlicht worden.

Günther geht nun sehr zielbewußt und gründlich zu Werke. Betrachtet er auch das Rotwelsch als eine lebende Sprache — und mit Recht, da es ja zudem keineswegs in sich abgeschlossen, sondern in stetiger Fortbildung begriffen ist —, so strebt er doch vornehmlich dahin, „tiefer in Geist und Wesen derselben als etwas geschichtlich Gewordenem einzudringen“. Dabei wandert seine Forschung hinaus über die Grenzpfähle des Reichs und macht sich auch mit der Fremde vertraut, soweit in ihr noch deutsche Zunge klingt. Daß er übrigens das Hauptgewicht auf die deutschen Bestandteile der Gaunersprache legte, rechtfertigt sich dadurch, daß jene eben bisher in Literatur und Wissenschaft allzu stiefmütterliche Beachtung erfuhr; immerhin zeigt er sich, wie mehrere Stellen erweisen, auch auf andern Sätteln gerecht.

Was die Bedeutung des Rotwelsch für den Kriminalisten anlangt, so warnt auch er vor Überschätzung, wiewohl ihre Kenntnis dem Richter, Polizei- und Gefängnisbeamten äußerst dienlich sein kann. Unentbehrlich ist sie aber für den Germanisten; bietet sie doch hier den Schlüssel für die verschiedenen rotwelschen Geheimsprachen dar, welche wieder auf die Ausgestaltung unserer Gemeinsprache den nachhaltigsten Einfluß übten.

Leider ist uns eine kritische Vertiefung in die Einzelheiten der trefflichen Schrift versagt, die zweifellos zu jenen zählt, welche man, wenn man sich einmal rechtlich zu ihrem Studium entschlossen, bis zur letzten Zeile nicht aus der Hand legt.

17. Günther, Ludwig (Fürstenwalde), *Ein Hexenprozeß*. 112 S. Gießen, Töpelmann, 1906.

Dieser Prozeß ruft schon insofern unser Interesse wach, als wir in der inkriminierten Hexe niemand anders, als die Mutter des berühmten Astronomen Joh. Kepler vor uns haben, welche, durch eigene Unvorsichtigkeiten (sympathetische Kuren usw.), die Beschuldigungen ihres Sohnes Heinrich und anderer Feinde verdächtig, einem gewissenlosen Vogt das willkommenen Objekt für seine ehrgeizigen Pläne zu sein schien. Nach einem rohen Gewaltakt desselben wurde von den übrigen Joh. K. um Beistand angegangen, dessen allzu scharfe Eingabe

an den Leonberger Rat aber das Feuer erst recht zum Auflobern brachte. Durch die Beschuldigung, den Arm eines Kindes durch Zauberei gelähmt zu haben, zur Klage gegen ihre Beiniger veranlaßt, wußte der Vogt die Sache völlig zu ihren Ungunsten auszubenten, so daß der Stuttgarter Oberrat ihm selbst die Festnahme und Folterung der Armen gebot.

Joh. K. griff nun, unterstützt von namhaften Rechtsgelehrten, energisch zu ihren Gunsten ein, wußte den Beginn der Inquisition um Jahre hinauszuschieben und suchte dadurch, daß er ihr die Flucht nach Böhmen empfahl, sie völlig in Sicherheit zu bringen. Da dies Vorhaben indes infolge Erkrankung mißlang, war ihr Schicksal besiegelt; sie wurde bald darauf festgenommen und in schärfster Haft gehalten. Ohne die Existenz der Hexen und ihre unheilvolle Tätigkeit irgendwie anzuzweifeln, sucht jetzt Kepler, der aus Sohnesliebe sogar einen ehrenvollen Ruf nach England abgelehnt, mit Hilfe seiner Freunde in glühender Beredsamkeit die Bosheit und Borniertheit der Verleumder und Inquisitoren zu widerlegen. Infolge eines Urteils der Tübinger Fakultät wird endlich die sechs Jahre lang verfolgte und seelisch gemarterte Frau mit allen Schrecken der Tortur bedroht und, nachdem sie hierbei standhaft verharret, der Freiheit wiedergegeben.

Der Autor des Buches kann für sich das Verdienst in Anspruch nehmen, daß er uns den großen Gelehrten menschlich näher gebracht und ihn uns von einer äußerst sympathischen Seite gezeigt hat. Aber auch das Verfahren bietet an sich manches Neue, die Schilderung des Anziehenden genug, des trockenen, sachmännischen Tones völlig ermangelnd.

13.

Strafrecht.

Allgemeiner Teil.

Berichterstatler: Prof. Dr. Max Ernst Mayer, Privatdozent in Straßburg.

1. A. Dalke, *Strafrecht und Strafprozeß, eine Sammlung der wichtigsten des Strafrecht und des Strafverfahrens betr. Gesetze*. Berlin, H. W. Müller, 1906.

Das bekannte Buch ist in zehnter Auflage, besorgt von P. Dalke, erschienen.

2. *Sammlung von Reichsgesetzen strafrechtlichen Inhalts, Textausgabe mit Anmerkungen und Sachregister* von Hermann Schmitt. München, C. F. Beck, 1905.

Ein Abdruck von 46 Nebengesetzen mit wenigen kurzen Anmerkungen und einzelnen Verweisungen auf die Substanz.